

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 124 (1998)
Heft: 14

Artikel: Die Frauenquote : das neue Zwei-Kammer-System der Eidgenossenschaft
Autor: Fisch, Peter / Ignjatovic, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-601918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frauenquote

Das neue Zwei-Kammer-System der Eidgenossenschaft

Peter Fisch

ES WAR ein langer Kampf, teils heftig, teils unsachlich geführt, und er erschütterte deswegen weite Kreise des Landes, ausgelöst durch den Slogan «Neue Männer braucht das Land!» Mit dieser rabiaten Forderung wollte man damals die Quote, das heisst das Quotendenken, somit das politische Denken in Quoten, bekämpfen.

«Neue Männer braucht das Land!» So sagt es die Quote, nachdenklich, fast etwas hilflos, oder gar deprimiert. Dann holt sie weit aus. In ihren Erinnerungen geht sie zurück bis zu den Diskussionen im Nationalrat in der Herbstsession des Jahres 1998.

Es war im Jubeljahr unseres Bundesstaates, dem sogenannten multikulturellen. Fünf, ja fünf, offizielle Literaturen hatten dies damals in Frankfurt einträchtig und doch je ihre Kultur repräsentierend demonstriert. Es war einmal mehr ganz unbeabsichtigt eine Feier des gehaltenen Abschieds. Den Freiheitswillen der an sich fremden Alpenethnien als Staatsräson am Ende des letzten Jahrtausends zu zelebrieren, kam wie die alte Fastnacht daher. Und immer dieser längst überkommene Anspruch: CH als Model und Modell. Dabei wäre doch das Thema Multioptionalität – damals schon – lange genug in der Luft gelegen.

Die Quote ist weiblich

Um die Zahl der theoretischen Optionen für Bundesratskandidaturen und somit die theoretische Möglichkeit der Auswahl nach qualitativen Kriterien zu erhalten, hatte das Parlament die lang bewährte Zauberformel gelockert. In Diskussion stand sogar die juristische

Anerkennung optionaler Eheschliessung: gleichgeschlechtlich oder verschiedengeschlechtlich. Um nur ein Paar aus der Vielzahl des damals vorherrschenden gesellschaftlichen Trends der Multioptionalität auszuwählen. Fast gleichzeitig – und doch unzeitgemäss – wurde eine neue Formel aufgestellt. (Die Quote kommt nun zur Sache.) Die Zahl der theoretischen Optionen männlicher Nationalratskandidaturen wurde für das Volk massiv erniedrigt. Und damit auch das Volk, nicht nur deren Männer. Ausgerechnet 50 %.

«Es dörf au es bitzli meh sy. Wir sind schliesslich nicht päpstlicher als der Papst», meint die Quote, «dafür weiblicher».

Es ging damals um die längst fällige und von niemandem bestrittene Gerechtigkeit. Und zudem bestreitet es auch heute noch niemand: Die Zukunft ist weiblich. Nach dem Sieg über die Sprache, der Vergewaltigung des grammatikalischen Geschlechts, zogen die «ParlamentarierInnen» siegesgewiss wie einst Jeanne d'Arc in die nächste Schlacht. Wie so oft in der Geschichte, war es nur einem glücklichen Umstand zuzuschreiben, dass Frauen zu Grossem kamen. Auch die Quote schaffte 1999 den Sprung in den Nationalratssaal dank der neuen Regel.

«Ein Quäntchen Glück kann man immer gebrauchen», meint sie rück-

blickend. Es sei auch ein Glück, dass sich dieses Hingebungs-, Auserwähltheits-, ja dieses Schicksalsbewusstsein aus dem gesellschaftlichen Frauenbild endlich verschwunden ist. «So wird zum Beispiel die Helvetia immer noch auf die Münzen geprägt und Giacometti war der letzte Mann, der bei einer Neuauflage einer Schweizer Banknote gewürdigt wurde,» meinte die Quote in ihrem erinnerungsschweren Rückblick, um gleich mit der erkenntnisreichen Feststellung fortzufahren: «Es hat sich sowieso vieles verändert.

Bei den Wahlen im Jahre 2003 war ich bereits etabliert und musste nicht um eine Wiederwahl bangen. Ganz anders ging es meinem Parteikollegen Hans. Er scherzte oft mit einer eingeleiteten Namensänderung. Das Problem möglicher, aber umständlich nachzuweisender transsexueller Veränderungen war ja vom Sport her längst bekannt. Es gab peinliche Situationen. Hinter vorge-

haltener Hand gingen Bemerkungen um, der Kollege X sei zum andern Ufer zu zählen. Der Kollegin Y warf man öffentlich und wortwörtlich vor, sie betreibe männlichere Politik als damals Margareth Thatcher im altherwürdigen England.

Da waren die Diskussionen am Ende des letzten Jahrhunderts doch noch etwas fundamentaler, wenn wir auch oft schallend gelacht hatten. Zum Beispiel, wenn die bekannt skeptische und clevere Kollegin H. jeweils mit konstanter



SWISS-MODEL



Boshaftigkeit ihre Voten in unserem Kreise mit der Formel einleitete: Da ist der Wurm drin. Ihr war der schwache Widerstand der Männer sehr verdächtig. Sie beschwor uns sogar mit ihrem Albtraum, die Männer würden als Gegenzug die Zulassung zur Walpurgisnacht verlangen.

Verwerfliche Absichten

Es geht mir nicht darum, den Männern von damals verwerfliche Absichten zu unterstellen. Doch uns Frauen war klar, dass sie nicht uneigennützig der neuen Regel zustimmen können. Wer handelt schon gegen die eigenen Interessen? Wer lässt sich denn entmachen, wenn er keinen Profit daraus ziehen könnte? Es sei denn, er stehe an der Wand. Das war auch unser Schluss.

Kurz, wir Frauen wollten endlich auch so wie sie dabei sein. Und wir waren überzeugt, dass die Männer unserem Wollen ausgeliefert waren. Sie hatten keine andere Wahl. Oder sie hätten – man bemerke, es war ein Jahr vor den Wahlen – ihr politisches Gesicht verloren. Die Skepsis war damit verflogen.» Verflogen war damit bei den Männern allerdings nicht die Vorstellung, die Frauen seien in der Politik auch an der Machtausübung interessiert.

Die Quote sinniert noch leise über ihre Vorahnungen nach, Gegenargumente von damals fallen ihr wieder ein. Sachlich betrachtet war die Skepsis völ-

lig angebracht. Die jüngere Geschichte hat dies nun auch bestätigt. An den Machtverhältnissen hat die Einführung der neuen Regel wenig verändert. Das Patriarchat feiert immer wieder und ungeniert fröhlich Urständ. Die Phänomene sind vergleichbar mit den Erfahrungen aus der Entwicklungshilfe. Die Interventionen der gut meinenten Entwicklungshelfer stabilisieren das Verhältnis von Arm und Reich, ein Mehrfaches der milden Gaben fließt einfach so in den Schoß der Schenkenden zurück.

Dazu ergänzte die Quote im Brustton der Überzeugung (oder sagt man im Busenton der Überzeugung?) und mit den Armen leicht gestikulierend: «Ja, der Vergleich stimmt. Die Stimmung unter uns ParlamentarierInnen – diese Sprachregelung hatten wir 1999 als erstes eingeführt – war in der ersten Legislaturperiode nach Einführung der neuen Regel euphorisch. Die Kollegen gefielen sich in ihrer Opferrolle. Sie mimten die Betroffenen. Dabei betraf es sie ja gar nicht, sie wurden schliesslich – und vielleicht sogar der Quote zum Trotz – in den Nationalrat gewählt.

Politik als Volkssliga

Es herrschte lustvolle Dynamik im Rat. Und erst recht in den Wandelhallen. Die Ernüchterung griff leider bereits schon nach den Wahlen von 2003 um sich. Im Grunde hatten uns die Männer die Politik als Spielfeld überlassen,

Politik als Volkssliga, »Mitmachen kommt vor Rang« oder so. Politik als Wohltätigkeit. Die »Champions League« haben sie sich vorbehalten können. Als Global Players in multinational tätigen Unternehmen konnten sie das Spiel und die multimillionen schweren Boni bei ihrem Versagen weiterhin unter sich ausmachen. Ernüchternd war auch das, was im Parlament an Männern übrig blieb. Deklarierte Nichtfrauen. Tote Hose – parlamentarisch gesprochen.» Da stand nun die Niedergeschlagenheit in Person, und mit einer künstlichen, aber gut inszenierten Pause gelang es ihr, die Fassung wieder zu gewinnen.

Dabei errötet die Quote. Wie einem erregten Quant entspringt ihr ein Geistesblitz: «Die sollen ruhig unter sich bleiben. Wir inszenieren die Wiedererfindung des Zweikammersystems. Die Stände sind ohnehin schon seit Jahrzehnten ein alter Zopf. Der wird nun abgeschnitten. Es lebe der konstruktive Streit. Es lebe die leidenschaftliche Auseinandersetzung der Interessen. In einer Kammer sind wir, in der andern sie, die Männer. Neue Männer braucht das Land!»



JOHANNA IGUNJATOVIC